

Lemm: Der fliehende Felician



Alfred Lemm

Werke

Band 1

herausgegeben von
Nils Gelker

Alfred Lemm

Der fliehende Felician

Roman

Mit einem Nachwort

herausgegeben von

Nils Gelker

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2018

Wehrhahn Verlag

www.wehrhahn-verlag.de

Satz und Gestaltung: Nils Gelker, Wehrhahn Verlag

Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Europe

© by Wehrhahn Verlag, Hannover

ISBN 978-3-86525-673-7

Der fliehende Felician

Winkelmans, die Familie seiner Freundin, hatten Felician eingeladen, der Generalprobe zu der neuesten Operettenpremiere beizuwohnen. Das Theater, in dem die Aufführung herauskommen sollte, gehörte Gertuds Vater, dem alten Herrn Winkelmann.

Herr Winkelmann war vordem Grundstückunternehmer gewesen. Er hatte auf das Gebäude des Theaters Hypotheken besessen, deren Zinsen nicht bezahlt wurden, weil der Direktor nur gute Stücke gab. Eine Zeit lang verlor Winkelmann sein Geld, dann aber sah er keine Veranlassung der Weltfremdheit eines Literaten weitere Opfer zu bringen. Er kündigte die Hypothek und erwarb, da der Direktor sich infolgedessen nicht mehr halten konnte, selbst das Theater; er hatte ja immer Interesse für die Bühne gehabt. Offiziell übernahm er nur die geschäftliche Leitung, doch wählte er allein die Stücke aus, wobei ihm die Menschenkenntnis, der er sich im Verkehr mit den Kunden angeeignet hatte, sehr zustatten kam. Er fühlte gut, daß die Menschen die allgemeine Ungeordnetheit der Gegenwart in der Erinnerung an ruhigere Zeiten gern vergaßen. Er wußte, daß besonders die älteren Leute sich in den letzten dreißig Jahren an so viel Neues hatten gewöhnen müssen, daß überall eine Sehnsucht nach der alten Zeit vorhanden war. Winkelmann selbst hatte ja ganz dieselben Empfindungen und wurde sogar weich, wenn er von den

Gewohnheiten seiner Jugend erzählte. Die leeren Stellen, die Religion und Autorität in der Epoche gelassen hatten, brachten Herrn Winkelmann viel Geld ein. Er gab in seinem Theater lange Zeit nur Stücke aus der Großväterzeit, in denen die alte Postkutsche, die er alsbald angeschafft hatte, von Pferden über die Bühne gezogen werden konnte, und ließ bei jeder möglichen Gelegenheit Szenen einlegen, in denen sich einige alte Leute Pfeife rauchend noch persönlich an Napoleon und die Königin Luise erinnerten. Später wurde gelegentlich mit einer modernen Operette abgewechselt, um das Publikum nicht zu ermüden.

Felician saß zwischen Gertud und einem alten Freunde der Familie Winkelmann, dem Onkel Lewald, im ersten Rang. Er war nicht gern, nur seiner Freundin zuliebe hierher mitgegangen. Er wußte, daß ihm die nächsten Stunden beträchtliche, fast körperliche Leiden verursachen würden. Aber er hatte sich ja endgültig entschlossen, mit Resigniertheit hinzunehmen, was an Peinigungen von dem Milieu, in dem er aufgewachsen war, ausging. Er wollte sich nicht mehr gegen das, was er verwerflich fand, auflehnen. Er liebte dieses Mädchen neben sich mit dem zarten Gesicht und den dunkelbraunen sanften Augen, das wie niemand sonst verstand, seinen unerquicklichen Betrachtungen und Klagen über das Leben zuzuhören. Wie hingebungsvoll dachte sie an das Kleinste, was ihn anging! Getrud erlebte seine Zweifel und Beunruhigungen sichtlich, wenn auch in dem gemäßigten Grade, wie sie zu ihr drangen – wie in einem entfernten Echo – mit. Oft gab sie sich Mühe, ihm

befremdende Verwicklungen, die sein argwöhnisches Gemüt nicht wieder losließen, harmloser erscheinen zu lassen. Gewiß, manchmal verschoben ihre Antworten den Sinn seiner Worte um ein wenig, und früher war er nach solchen Fällen tagelang trostlos umhergelaufen. Jetzt aber sagte er sich, daß man, um einen Menschen g a n z zu verstehen, schon die Fähigkeit haben müsse, in ihn hineinzusehen. Außerdem sei die Verschiedenheit der Geschlechter der Grund für das Abgeschnittensein voneinander, wie es sich ab und zu bemerkbar machte. Felician wollte sich nach dem Rat des alten, milden Onkel Lewald die besten Seiten von Menschen und Dingen herausuchen und wie jener mehr auf das Menschliche in allem sehen, als auf abstrakten Forderungen bestehen. Er beschäftigte sich seit einiger Zeit mit Gedanken an seine Heirat. Felician galt bisher nur stillschweigend als Verlobter Gertruds, da er sich lange gescheut hatte, seine Zukunft festzulegen. Es würde sich wohl demnächst eine Gelegenheit finden, mit Herrn Winkelmann darüber zu sprechen. Gertrud und ihre Verwandten waren froh, daß Felician sich nun endlich als zu ihnen gehörig fühlte. Ihr Bruder, der sie sehr liebte, ein viel beschäftigter Rechtsanwalt, hatte ihr kürzlich zugelächelt: »Es wird schon werden.«

Die Operette begann.

Es handelte sich um zwei Paare. Das erste beginnt sich zu lieben. Er und sie stehen in der geöffneten Verandatür, die auf einen Park hinausgeht. Die Dämmerung senkt sich langsam herab. Im Park wandeln Pärchen in liebevoller Stellung. Als es dunkler wird,

sieht man – ein Meisterstück szenischer Technik – den Schatten eines Paares, das hinter einem Baum steht, sich küssen. Er und sie seufzen gleichzeitig. Dann singt sie: jedes Mädchen hätte seinen Mann, jeder Mann sein Mädchen. Der Tenor antwortet: Das ist nun mal so und es muß auch so sein. Denn es wäre nicht nur angenehm, sondern auch notwendig. Und sie singen zusammen ein Couplet auf diese angenehme Notwendigkeit.

Nach einigen laut geflüsterten »Nicht dochs« aus dem Park werden die Verandatüren von unsichtbarer Hand geschlossen. Sie sitzen am Kamin. Sie erzählt ihm, was es alles für Frauen gebe. Die verrückten Frauenrechtlerinnen gehen auf die Universität, studieren sich den Kopf voll und schreien sich die Kehle aus, damit sie das Stimmrecht bekommen. S i e wäre darin anders. Wenn nur ihr Männchen zufrieden mit ihr sei, dann wäre sie schon ganz froh. Und jene überspannten Weiber reden sich auch nur alles ein, weil es Mode ist. In Wirklichkeit wären auch sie froh, wenn nur ihre Männchen mit ihnen zufrieden sind. Er stimmt aus vollem Herzen bei uns fragt dann träumerisch: Wo ist das Glück? Die Musik wird sehr innig. Sie antwortet: Ja, wo ist das Glück? Dann deutet sie an, daß, wenn erst so ein Kleines in der Wiege liegt ... und während sie die Arme in der Beuge halten, als ob sie ein Kleines wiegen, singen sie einen Schlager auf den Kindersegen.

Es war Pause. Man saß im Foyer. Gertrud war erschreckt über Felicians Gesicht und streichelte unmerklich seine verkrampte Hand. Von seinem

Munde hingen zwei Falten, die ein unaufhörliches, qualvolles Hin und Wieder tief in sein hohes weißes Gesicht gearbeitet hatte. Er sah trübe auf die reichverzierte Decke, von der schwebende Musen in goldenen Fanfaren bliesen, und zu den weißmarmornen Säulen hinauf, auf denen das Licht unter prächtigen weißen Schalen glänzte. Und während die vornehmste Gesellschaft der Stadt, alle offiziellen Persönlichkeiten an ihm vorüber promenierten, hörte er den alten Professor Lewald tröstend zu ihm sagen:

»Haben Sie gehört, lieber Felician, wie die Leute klatschen? Die Welt liegt so, wie sie sich bettet. Jedem Tierchen sein Pläsierchen. Wollen wir ihnen die kurze Erholung von dem anstrengenden Erwerbsleben nicht gönnen? Verträglichkeit, lieber Felician, Verträglichkeit ...«

»Ich will aber nicht,« wollte Felician brüllen, diesem alten weißbärtigen Herrn zubrüllen, so laut er konnte.

Bei dem Paar, das im zweiten Akt auftrat, spielte die Psychologie schon eine größere Rolle. Gerade seine Lebemannvergangenheit reizte sie, ihn zu lieben. Er wird nun das Junggesellenleben aufgeben. Die Musik wird wehmütig. Er denkt an die Freuden, die er nun bald nicht mehr haben wird. In der Ecke erscheint bengalisch beleuchtet ein Mädchenkopf nach dem anderen. Plötzlich wird sie sehr ernst. Sie sagt, daß es ihr Stolz nie und nimmer ertragen würde, wenn er sie auch nur einmal betröge. Er verspricht ihr bei dem Andenken seiner Mutter, daß er keinen Seitensprung mehr machen wird. Dann singen sie

zusammen einen Schlager auf die Seitensprünge in der Ehe.

Alle offiziellen Persönlichkeiten klatschten aus Leibeskräften.

Sie sitzt stickend am Fenster. Stellung und Farben des Bildes sollten offenbar an einen bekannten alten Meister erinnern. Er rückt dicht an sie heran. Gerade ihre reine Jungfräulichkeit hat ihn gereizt, sie zu lieben. Sie sieht ihm in die Augen und bittet, er soll ihr jetzt, in dieser heiligen Stunde Alles, aber auch Alles, aus seiner Vergangenheit beichten. Er will es bis nach der Hochzeit lassen. Bei dem Wort Hochzeit beginnt sie von der Sehnsucht zu singen, die alle jungen Mädchen haben. Es wird angedeutet, daß es sich hier um einen Einfluß der Pubertätsjahre handelt. Dann singen sie zusammen einen Schlager auf die Sehnsucht der Pubertätsjahre. Hier erhob sich Felician mit einem unterdrückten Aufstoß unerträglichem Elends und suchte an Gertrud vorbei, im Dunkeln vielen auf die Füße trampelnd und mit den Ellenbogen anstoßend, nach dem Ausgang. Unwillig schimpfen die aus ihrer Andacht gestörten Zuschauer hinter ihm her. Felician riß sich seine Sachen um und stürzte aus dem Theater.

Er lief dicht an den Häusern entlang, ohne sich umzudrehen. An Bankgeschäften, sauber geschnittenen Gartenplätzen und kraftlosen Kirchen, die an Krankenhäuser erinnerten, vorbei. Er kam in das Innere der Stadt. Der Verkehr belebte sich. Ein Schutzmann pfiiff, und alles sprang aufeinander los. Jedermann strebte im Laufschrift vom Mittagbrot ins Geschäft. Felician wußte nur eins: er mußte heraus

aus dieser Stadt. Er lief, so schnell er konnte. Die elektrischen Bahnen schnitten dröhnend den Asphalt auf. Automobile barsten auseinander. Alles wollte ins Geschäft. Die Schaufenster streckten ihre gläsernen Bäume aufdringlich fast über die ganze Straße. Die Plakate der Anschlagssäulen kreischten auf, um Felician anzuhalten, wenn er an ihnen vorbeirannte. Die Zeitungshändler schrien ihm sein Geld aus der Tasche. Die bunten Riesenleiber der Autoomnibusse wälzten sich schäumend auf ihn zu. Kauft bei mir, donnerte es von ihren Lenden. Radler flohen vor ihnen her. Im Vorübergehen wurde eine Frau zu Teig zermalmt. Das Pflaster rasselte und röchelte zu Tode gejagt und wollte sich erheben und alle die unerbittlichen Walzen und Räder, Reifen, Hufe und Stiefel von sich abwerfen. Noch durch die ausgehöhlten Lungen der Straßen gurgelten die Untergrundbahnen. Felician lief. Es wurde dunkel. Lichtreklamen warfen ihm Feuerbuchstaben in die Augen. Farbige Riesenportiers streckten ihre Fangarme nach ihm aus, um ihn in die Kabarets zu ziehen. Plumpe Fremde standen ausgebeutelt ohne Hut und ohne Koffer. Die letzten Automobile verpufften. Durch die Vorstadt zogen die Hunde ihre bepackten Wagen, mit den Zungen die Erde streifend. Immer noch strebte Felician vorwärts. Häuser und Laternen verschwanden vor dunklen Feldern. Er stolperte durch knöcherne Wälder. Spät in der Nacht fiel er auf einem Vorortbahnhof in ein Coupé, zu Tode erschöpft. Erst als der Zug sich nach der Hafenstadt in Bewegung setzt, seufzte er auf.

* * *

In der Maidämmerung fuhr Felician in einer offenen Droschke weit hintenübergelehnt nach dem Hafen. Die geöffneten Häuser hauchten graue Atem in die Luft, die von allen Seiten abzubröckeln begann. Apfelschimmel ritten vor dem Himmel. Einmal konnte der Wagen nicht weiterfahren. Auf dem stillen Asphalt der Abendstraße stand eine blinde Frau und sang. Ein verhaltenes Lied in langgezogenen resignierten Rhythmen, die die Steine ringsherum noch lange aufbewahrten. Dann kam ein abgequälter Mann und zog die Frau fort, die mit schmerzhaftem Ausdruck ihre Augen suchte.

Felician liegt auf der weichen Spannung eines Segeltuchs, das über einem Rettungsboot befestigt ist, um zwei Menschenlängen höher als das Schiff. Das dunkle Meer zieht ihn zu sich herunter, aber der helle Himmel zieht ihn wieder herauf. So schwebt er im lauen Wechsel von Fallen und Steigen.

Er weiß noch nicht, wo er hinfahren wird. Ob nach England oder nach Frankreich oder nach Spanien oder vielleicht gar nach Afrika. Er kostet nach allen Seiten das Bewußtsein aus, frei zu sein, überallhin fahren zu können, wohin in der Welt er nur mag – darüber einen Entschluß zu fassen hat er gar keine Lust. Wie weich das spielende Blau des Himmels auf seine Augen drückt! Wie das wohl tut! Die leichten blauen Falten hüllen ihn ein. Das kurz absetzende Rauschen unter ihm und um ihn hat keinen Anfang und kein Ende. Es beruhigt ihn unendlich, daß die Wellen nie aufhören können zu rauschen.

Felician kann an das, was er hinter sich gelassen hat, denken, denn Bilder und Menschen haben keine

quälende Kraft mehr. Zwischen jenen und ihm liegt ja der dicke blaue Himmelschleier, durch den alles nur sehr entfernt zum Vorschein kommt. Er braucht vor den scharfkantigen Augen Richards, Gertruds Bruders, nicht den Blick abzuwenden. Übrigens war dieser – wie alle anderen Familienmitglieder – stets zuvorkommend, sogar lieb zu ihm gewesen. Richard war der Stolz aller Verwandten. Er hatte eine erstaunliche und sehr bald allerwärts bemerkte Fähigkeit, auch bei den verlorensten Prozessen die dem Angeklagten günstigen Momente herauszuschälen und sie den Gerichtshöfen sichtbar zu machen. Er arbeitete hierbei durchaus intuitiv. Er war sehr nervös, und wenn er sich mit einer Angelegenheit beschäftigt, konnte das kleinste Geräusch ihn außerstand setzen, weiterzuarbeiten. Seine Honorare waren seinem Ruf entsprechend hoch, doch nicht aus Geldsucht. Vielmehr setzte, ob er wollte oder nicht, seine intuitive Kraft erst ganz ein, wenn er in seinem Unterbewußtsein von dem betreffenden Prozeß die Vorstellung hatte, daß es sich die Mühe lohete. Er kannte sich darin genau, und es kam sogar vor, daß er dem Klienten nach der Verhandlung einen Teil des Geldes zurückzahlte. Kleinere Prozesse führte er sehr ungern und gewann sie selten. Gertrud ähnelte ihrem Bruder in keiner Weise. Weich und leise waren Gang und Bewegung. Felician hatte sich immer gewundert, daß sie ihren Bruder so gern mochte und ihre ganze Umgebung offenbar hinnahm ohne verletzt zu werden wie er.

Von seinem Segeltuch steigt Felician nur herunter, um zu essen und mit den Reisegefährten ein

paar freundlich gegebene und genommene Worte zu tauschen. Die blonden Stewards sind jung und blauäugig und weiß gekleidet und haben ein gutes Seemannslächeln, das ferne Länder in sich aufgenommen hat. Sie sehen Felician bei der Tafel jeden Wunsch ab, bevor er ihn ausspricht. Wieder oben. Die Sonne zieht ihn warm zu sich, der Wind kühlt, das Meer rauscht. Große rosafarbene Vögel schnappen vorne nach dem Schiff. Am Heck bemüht sich eine Schar schwarzer Punkte, den Halt nicht zu verlieren. Mit der Zeit wird sie dünner und dünner, als wenn es die Schar der Gedanken wäre, die das Fahrzeug nach sich zog.

Onkel Lewald wird sicher sehr betrübt sein. Der freundliche alte Herr hatte Gertrud von klein an verwöhnt und seine Zuneigung später auf Felician ausgedehnt. Lewald war bis vor kurzem Professor der Kunstgeschichte an der Universität gewesen. Vor Jahren als junger Dozent fürchtete man ihn wegen seines scharfen Urteils, mit dem er aus Geldsucht geschaffene Werke traf. Aber mit zunehmendem Alter waren seine Anschauungen milder geworden. »Gewiß,« sagte er zu den Studenten, »vom Standpunkt der strengen Kunst ist jenes Bild zu verurteilen. Aber gibt es nicht auch noch andere Standpunkte, menschlichere? Der Maler hat vielleicht arme kleine Kinder, die hungern! Und dann darf man doch nie vergessen, daß derartige Bilder tatsächlich vielen Menschen, die es nicht besser wissen, eine reine Freude machen.« Er beschloß, seine in der Jugend verfaßte, viel gelesene Kunstgeschichte umzuarbeiten. Als er damit fertig war, stellte es sich

heraus, daß er in der zweiten Auflage des Buches überall die gegenteilige Meinung vertrat, wie in der ersten. Das Publikum war erfreut, daß die von ihm bevorzugten Künstler, die sonst in Fachbüchern nichts galten, hier anerkannt wurden. (»Schließlich spricht noch in dem unvollkommensten Werk der Mensch zum Menschen.«) Aber auch bei den neuartigen und großen Künstlern, die das Häßliche der Welt nach oben kehren mußten, sah Lewald fast nur Liebenswertes. Dies war jedoch seiner vorgesetzten Behörde zu viel und sie legte ihm den Abschied nahe.

Ein Schiff von der anderen Seite. Ein Matrose kommt nach hinten. Ein Fähnchen klettert eilig schräg in den Himmel hinein, stolpert denselben Weg zurück. Noch einmal. Drüben ebenso.

Jemand hat Felician geraten, in Frankreich auszu-steigen. Nun, das könnte man sich überlegen. Es ist ja noch lange Zeit. Er lebt in einem Gefühlszustand, den er seit Jahren ersehnt. Wenn das Dämmern beginnt, läutet es zum Diner, und dann geht er bald schlafen. Sanftes Schaukeln dringt, ihn weckend, in seine Kajüte; dann liegt er wieder über den Wassern im feuchtsprühenden Morgen. Unaufhörlich schneidet das Schiff seine Furche. Er schließt die Augen und läßt sich die Lider von der Sonne behauchen; auf ihnen fühlt er die Wärme und das Licht am wohlthätigsten. Die abweisende Küste Englands wird schnell verlassen.

Gelegentlich spaziert Felician mit den anderen Passagieren in das Schiff hinein und besieht sich die fettlachenden Neger, die die Kessel heizen. Man rät ihnen, sie sollen sich nicht die Finger schwarz machen,

und fragt, ob sie zu Hause den ganzen Tag kreistanzen. Oder man sieht den zufriedenen waschenden Chinesen zu und geht eine Wette ein, wer von ihnen der Mann und wer die Frau ist. Dann liegt er wieder oben. Wie unendlich weit der Himmel ist! Mit geöffneten Armen atmet Felician den ganzen Himmel in seine Brust ein.

In ungestörtem sanften Wippen schwebt das Schiff dahin. Felician sieht die geschwungenen, weiblichen Linien Frankreichs. Er hätte zwar gern bis in alle Ewigkeit so herumschwimmen mögen, losgelöst von der Erde, nicht zu nahe dem Himmel, schwankend und wunschlos, aber da es zu dämmern beginnt, wird es ihm nicht zu schwer, den Ort seines Glücks zu verlassen.

Ein ungebärdiger kleiner Dampfkasten, der sich rot gekeucht hat, wartet auf ihn.

* * *

Felician hatte sich, in der Hauptstadt angelangt, ein billiges Zimmer zwischen dem Künstler- und dem Studentenviertel genommen. Er wollte seine äußerlichen Bedürfnisse einschränken, damit für die geistigen desto mehr Geld übrig bliebe. Er beabsichtigte eine Bibliothek guter gründlicher Bücher anzulegen und die besten Professoren in der Universität zu hören. Tagelang ging er suchend, blätternd und lesend die Buchläden der Kais ab. Er wollte sein Leben von nun an mit wirklich inneren Werten ausfüllen. Nie würde er jemals wieder mit Menschen zusammenkommen, wie sie in seiner heimatlichen Umgebung gelebt hatten – und wenn er vor Einsamkeit krank werden sollte.

Neben ihm wohnten zwei russische Studenten in einem Zimmer. Sie arbeiteten abwechselnd, einer in der Bibliothek, einer zu Haus. Bis spät in die Nacht war ihr Fenster erleuchtet. Durch die Wände hörte er das anschwellende und sich wieder verdünnende Murmeln der Lernenden.

Trotzdem Felician bald genug Bücher besaß, um in seinem Zimmer arbeiten zu können, tat er es lieber, wie schon früher, in einer Bibliothek. Dort, in der Reihe vieler, die sich um hohe Probleme bemühten, schien ihm seine Arbeit wertvoller und erfolgsversprechender. Alle ringsherum unterstützten ihn ja.

Felician liebte bald innig den täglichen Augenblick, wo ihm beim Eintritt in den großen Arbeitsaal der warme Staub, der sich über den denkenden Köpfen gesetzt hatte, entgegenschlug, und durch ihn hindurch flüchtig geworfene Blicke fuhren. In der Heimat hatte man grüne Schirme über den warmen elektrischen Glühbirnen. Das war zu gemütlich, zu wenig sachlich. Auch erinnerte es zu sehr an Kontore und Bankgeschäfte. Hier hingen von der hohen Decke unschöne schwarze Stangen, die mit ihrem nackten Gaslicht den Raum käliteten. Alle Menschen waren angestrengt in den Büchern vor ihnen. Ihre zusammengezogenen Gehirne schmerzten vor Abstraktionen. Ab und zu lehnte sich einer zurück und atmete tief mit noch benommenen Augen. Dann knackten die Stühle mißtönend als Zeichen, daß sich die Denkmachines überarbeitet hatten. Jeder hatte sein Pult abgeschlossen für sich. Nur das Umblättern ging wie eine verbindende Sprache der Geister von Tisch zu Tisch. Die Diener gingen leise und die Bücherzettel mit

beschäftigten Augenbrauen weit von sich haltend, an den turmhohen Regalen entlang.

Wenn Felician eintrat, sah er oft ein junges Mädchen über seine Arbeit gebeugt. Schwarzes Haar lag lose über gelblichem Teint. Er hatte nie, so oft er vorbeikam, ihre Augen sehen können, die unablässig auf ihr Buch niedergeschlagen waren. Diese Augen begannen Felician zu fehlen. Auch konnte er sich nicht vorstellen, was für eine Stimme sie haben könnte. Er sah nach, welche Abteilung der Bibliothek ihrem Platz zunächst war, und entdeckte so, daß die interessante Frau Nationalökonomie studierte.

Es war ein nebliger Abend. Felician saß auf einer Bank am Seineufer. Die gelben Gaslaternen warfen längliche Tupfen auf den schweren Nebel. Ganz nah über die Brücke rasten scheinumhüllte Lichterpaare mit dem Geräusch schnell arbeitender Nähmaschinen. Radlerlichter sprangen durch das Grau. Hinter dem dunklen Abgrund, den das Flußbett bildete, stieg eine nasse Wand empor, in die bis hoch hinauf schmutzige gelbe Fensterflecken gehauen waren. Die Menschen blieben bis auf zwei Schritte Entfernung dunkle Striche auf hellerem Grund. Gegenüber von Felician mußte auch eine Bank stehen, denn er hörte Stimmen. Doch verbarg der dicke Nebel sie völlig. Der Straßenlärm klang mit dem fortschreitenden Abend ab. Felician hörte eine Mädchenstimme, die mit scherzhaft hinggegebenem Ton auf eine andere einsprach. Sie war dunkel und gefährlich anzuhören; aber nicht männlich, sondern überaus zerbrechlich und in ihrer Hingabe melodiehaft.